

RAINER MARTEN

Ansatz zu einer Antwort auf Heiner Müllers Frage

Rainer Marten

Ansatz zu einer Antwort auf Heiner Müllers Frage

Seine Frage nach dem Anfang menschlichen Desasters und flächendeckender menschlicher Selbstzerstörung macht Heiner Müller zuletzt an einem wirklich guten Bild fest: an der „Anatomie des Menschen“. Gemeint ist wörtlich sein „Aufschnitt“, und dies nicht in psychologischer und soziologischer Sicht, schon gar nicht in biologischer oder etwa politischer, sondern vielmehr in künstlerischer. Der freie Geist der Literatur und Kunst nämlich ist es, der herausfinden soll, was denn dem von unserem Frager mit „eine wirkliche Weltkrise“, „überall die Konflikte“, „der allgemeine Bürgerkrieg“ oder einfach mit „diese Krankheit“ Indizierten den initialen Schub verpasste. Ich sehe mich als Philosoph gefragt.

Bereits die alten Wesensdeuter, Platon voran, haben den Menschen „aufgeschnitten“, und dies bis zum „Unschneidbaren“, dem Atom. Der Wesenskern ist diesen Essenzialisten notwendig von unzerscheidbarer Gestalt, eben ein atomon eidos, und damit ein Eines und Reines, in nichts Differenziertes und Gemischtes. Nur so, bei diesem anatomischen, d.h. dihairetischen bzw. analytischen Vorgehen, läßt sich im letzten gedanklich etwas einzigartig Reines und zugleich reines Einzigartiges erreichen. Ob das bei dem einen Wesensphilosophen reine Vernunft heißt, bei dem anderen reine Existenz, spielt eigentlich keine Rolle. Im Sinne der Einheit und Reinheit sind sich die Wesensdeutungen gleich.

Wie aber, wenn „der“ Mensch gar nicht rein und eins wäre? Diese Frage gegen die herrschende Tradition menschlicher Selbstbestimmung und Selbstausslegung findet in Heiner Müllers Bild ihren Anhalt und schon auch Start: die Anatomie des Menschen. Gemeint ist der Schnitt, der die Menschen in ihrem Leben und Handeln auf je besondere Weise geschieden und aufeinander angewiesen sein läßt.

Der Mensch der reinen Vernunft ist heimisch im mundus intelligibilis, der Mensch der reinen Existenz im Augenblick. Der in sein Einander „geschnittene“ und sich in seinem Einander brauchende Mensch dagegen ist der Geschichte „schreibende“ und gesellschaftlich handelnde Mensch. Überläßt man sich dem eher gelassenen Blick, einem Blick, der nicht in lebenspraktischer Blindheit und besessener Präskriptivität auf ein schlecht erdachtes Humanum zielt, dann sieht sich der praktisch getrennte und zugleich vereinte Mensch allem zuvor als Künstler an. Alles, was sich als Mensch und menschlich zeigt, ist Teil der Selbstinszenierung „Mensch“ als der Inszenierung menschlichen Einanders.

Sehen wir uns den Auf-Schnitt an. Obwohl die Geschiedenheit im Kleinen und Nahen anfängt – bei Mann und Frau, Eltern und Kind, Jung und Alt, Gesund und Krank –, halten wir uns hier an die Geschiedenheit im Großen und Weiten: an das große Einander. Da aber zeigen sich je nach der Perspektive Arme und Reiche (Schwache und Starke), Schwarze, Weiße und Gelbe, auch Juden, Christen, Moslems und Glaubensfreie, ja geistige und politische Eliten samt dem, was diese sich als solche profilieren läßt.

Denn Arme habt ihr allezeit bei Euch.

In der Tat: Wie das Verhältnis von Arm und Reich sich in keinem künftigen „Reich“ auflösen wird in ein gleiches Haben und Nicht-Haben (etwa durch Vermählung des Zuviel und Zuwenig an Vitalität), so steht uns auch kein grauer Mensch ins Haus, zu dem sich die farbigen Varianten des Menschen vermischt hätten, ebensowenig ein Gemischtgläubiger, der sich zudem noch mit dem Glaubensfreien als geistlich ausgeglichen verstünde.

Das ist der von Heiner Müller erfragte Anfang: die vielfältige Einheitlichkeit des Menschen, wie sie den geschichtlichen und gesellschaftlichen Menschen prägt. Inwiefern ist jedoch durch eigenheitlich differenziertes Einander bereits notwendig das selbstzerstörerische Wesen des Menschen vorgezeichnet: seine allgemeine Krise und Selbstbekriegung? Die Antwort ist überraschend einfach: Menschen ertragen, ja vertragen sich nur, wenn sie einander brauchen und miteinander fruchtbar sind. Das „friedliche“ Nebeneinander, wie es Anwälte der Toleranz und Multigesinnung versprechen, ist ein Blendwerk. Wer einmal verstanden hat, inwiefern Kant seinen Gedanken der Achtung des Geistigen maßgeblich auf den Gedanken der Verachtung des Sinnlichen gründet, seine Selbstachtung als Deutscher unter anderem auf die Verachtung der Holländer, der wird nicht länger die Ansicht vertreten, im als friedlich erdachten Nebeneinander des Unvereinbaren herrsche Respekt und Achtung je des Einen mit Bezug auf den Anderen. Nein, ein Nebeneinander, das darauf zielt, voneinander ja keinen Gebrauch zu machen und ja nichts miteinander zu tun zu haben, ist eben gar kein Einander. Respekt und Achtung, wie Kant das vorzeichnet, sind lebenspraktische Schimären, mit denen Schwärmer und Ignoranten sich selbst und anderen die Augen verderben für jeden Blick auf Möglichkeiten des Humanum.

Der Mensch ist die Kunstgestalt seiner selbst: Er ist jeweils das, als was er sich eigenheitlich vor anderen und vor sich selbst aufführt, ist die Gestalt wechselseitiger praktischer Deutung und Selbstdeutung. In dem Einander, wie es der eigensten Kunst menschlicher Eigenheiten überantwortet ist, die Spur des einander Brauchens und Fruchtbarmachens aufzunehmen – das ist der Ansatz zur Antwort, die Heiner Müllers Frage verdient. Es ist die Spur, die auf menschliches Gelingen als fruchtbar geteiltes Leben und Handeln führt, nicht jedoch auf einen allgemeinen Frieden. Die Koine Eirene, von der seit der Antike alle essenzialistischen Puristen und Unitarier träumen, ist allenfalls Poesie für Himmel und Ewigkeit, nicht aber für Erde und Geschichte des Menschen.

Rainer Marten ist Professor der Philosophie an der Universität Freiburg im Breisgau.